

Zeitschrift: Zürcher Student : offizielles Organ des VSETH (Verband der Studenten an der ETH Zürich) & des VSU (Verband Studierender an der Uni)

Herausgeber: Verband der Studenten an der ETH Zürich VSETH ; Verband Studierender an der Uni VSU

Band: 15 (1937-1938)

Heft: 9

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 25.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ZÜRCHER STUDENT

OFFIZIELLES ORGAN DER STUDENTENSCHAFT DER
UNIVERSITÄT ZÜRICH UND DES VERBANDES DER
STUDIERENDEN AN DER EIDG. TECHN. HOCHSCHULE

XV. Jahrgang, Heft 9 — Februar 1938

Preis der Einzelnummer Fr. —.50

Jahresabonnement Fr. 5.—

REDAKTION: Fritz Tschudi, Weinbergstraße 24, Zürich 1

VERLAG: Müller, Werder & Co., Wolfbachstraße 19, Zürich

Lappalien

Ehrlichkeit. — Die englischen Eisenbahngesellschaften erhalten jedes Jahr im Januar eine Reihe anonymer Geldsendungen. Es sind dies — echt englisch! — Wiedergutmachungen von „Schwarzfahrten“ und ähnlichen kleinen Verbrechen. Den Gipfel der Bußfertigkeit erklimmte diesmal eine alte Dame, die vier englische Schilling einsandte, weil sie den Wartesaal erster Klasse im Besitze eines Billetts dritter Klasse benützt hatte.

(Aus der «Weltwoche» vom 4. Februar 1938)

Zur Beruhigung: Es ist auch hierzulande solches schon geschehen, und selbst die SBB können alljährlich dank der Ehrlichkeit oder des schlechten Gewissens — wie man will — ihr bald mehr legendär gewordenen Defizit um einige Fränklein verringern.

*

Die Pharisäer. — Wir geben es zu: — wir waren es auch schon. Bewußt und unbewußt und mit jenem Lächeln, dessetwillen wir uns nachher schämen; denn auch die Ironie entspringt nicht immer der Quelle der Lauterkeit...

Wir saßen braungebrannt im Café und lächelten ob den Bleichgesichtern und taten à la Luis Trenker und schoben die Kinnlade vor, um martialisch zu erscheinen. Derweil wir von Steilhängen sprachen und nie erlebten Stürzen. Derweil wir die Gipfel priesen und den morgendlichen Aufstieg. Derweil in Sonderheit wir eine Schale Gold genehmigten und mit dem Mädchen schäkerten, das uns bediente.

Wir saßen später etwas bleicher im Konzert, im Vortrag, in der Oper, an der Arbeit und lächelten ob jenen Flumserberglern und Arosern, die sich im Weekend mit Nivea und auf Ski sonnenbaden. Und waren blaß vor Neid und streng wie einst Savonarola und taten so, als wären wir nur Geist. Dieweil wir im Theater Schinkenbrötchen aßen. Dieweil der Vortrag uns Hekuba war.

Wir wisperten von X und Fräulein Y, daß die — Frau Meier hat's gesehn und hat Beweise! — ein liederliches Leben führten und regelrecht in illegaler Ehe lebten. Dieweil wir auch schon zwanzig Seidel leerten. Dieweil wir in den Magazinen nicht nur Landschaftsbilder suchten. Dieweil auch Alter nicht vor Torheit schützt.

Wir fluchten in der Uni-Bar zwei Stunden übers Frauenstudium, derweil wir ohne Wimpernzucken ein Kolleg versäumten. Wir resümierten mit dem Teeglas in der Hand: „Wenn du zum Weibe gehst...“ und schwiegen dann bedeutungsvoll, als ob wir weiter wüßten und Nietzsche höchst persönlich wären. Als ob wir ihn gelesen hätten. Als wenn in uns was ganz Besondres

stäche. Derweil wir — wie gesagt — dem Tee zusprachen und nachmittags bei Paula, cand. med. dent., und Aimée Süßholz raspelten. Dieweil uns Nietzsche, Schopenhauer und y Gasset nicht im Traum einfielen. Dieweil wir anderweitig träumten.

Wir predigten von wahrer Bürgerpflichterfüllung und schimpften auf die Bundesväter und so manches noch. Derweil wir statt zur Urne zum Sonntagsschoppen gingen. Derweil wir ungezogene Bundessöhne waren.

... weil wir halt manchmal (und nicht ungern) trotz des arischen Geblütes Pharisäer sind.

GERECHTFERTIGTE SKEPSIS?

Der Artikel von H. M. „Skepsis am Recht“ enthält eine Reihe von schwerwiegenden Angriffen, mit denen man sich auseinandersetzen muß. Gewiß ist die Methodik des Rechtsunterrichts nicht überall über alle Zweifel erhaben, aber deshalb die Sache selbst zu verurteilen, das geht doch etwas zu weit.

Das Recht hat die Aufgabe, den Frieden unter den Menschen zu erhalten; wo das Recht aufhört, fängt die Gewalt an, der Krieg. Ist diese Aufgabe nicht vornehm genug, um das Recht als Wissenschaft gelten zu lassen? Wo das Recht sich nicht durchsetzen kann, da herrscht der Krieg. So ist es im Leben der Völker heute noch. Solange die Völker nach den Prinzipien „Recht ist, was dem deutschen Volke nützt“ oder „Right or wrong, — my country“ handeln, solange wird es Krieg geben. Innerstaatlich existierte dieser Zustand während der Zeit des Faustrechtes. Weil sich das Recht nicht durchsetzen konnte, blühte der Weizen der Raubritter. Beweist dies nicht die Notwendigkeit des Rechtes im innerstaatlichen wie im internationalen Bereich?

Daran ändert auch der bekannte Federstrich nichts, wobei übrigens Herr H. M. Recht mit Gesetz zu verwechseln scheint. Gewiß kann es nötig werden, von Zeit zu Zeit die Gesetze zu ändern, aber dies geschieht doch im Interesse der Gerechtigkeit, des Rechtes. Selbstverständlich ist auch ein Mißbrauch möglich, aber deshalb die hohe Idee, die der Rechtswissenschaft zugrundeliegt, zu verdammen, geht nicht an.

Als Beweis für die Untauglichkeit des Rechtes bringt H. M. einige Zitate, die sich gegen das römische Recht richten. Das Mittel ist insofern günstig gewählt, indem das römische Recht als Prüfungsfach wenig populär ist. Als erstes möchte ich mich

mit den Kronzeugen des Herrn H. M. auseinandersetzen. In bezug auf Goethe möchte ich nur auf ein Wort unseres verehrten Herrn Ordinarius für römisches Recht hinweisen: „Goethe war auch ein Jurist, aber ein schlechter, denn sonst hätte er den Beruf nicht gewechselt.“ (Sollte es etwa Herrn H. M. ähnlich ergangen sein?) Daß man Heine ernst nehme, das kann Herr H. M. wirklich nicht verlangen!

Wie aber steht es mit der sachlichen Berechtigung der Angriffe gegen das römische Recht? Das römische Kaiserreich liegt seit Jahrhunderten tot. Das einzige, das sich zu erhalten vermochte, war sein Recht. Noch sind bei uns viele römischrechtliche Anschauungen lebendig, noch gilt es als Ganzes in Schottland, noch wendet die Admiralty division des High Court of Justice Englands vor allem römisches Recht an; dem römischen Recht ist es zum großen Teil zu verdanken, daß sich die „Equity“ der Chancery-Courts gegenüber dem starren „Common Law“ der Kings Bench durchsetzen konnte. Jawohl, das Corpus Iuris, „die Bibel des Egoismus“, hat kräftig mitgewirkt, der „equity“, der Billigkeit, im englischen Recht zum Sieg zu verhelfen.

Was war eigentlich die Aufgabe des Corpus Iuris? Iustinian wollte damit ein Gesetzbuch, Kommentar und Lehrbuch des gesamten Zivilrechtes in einem schaffen. Diesem Werk verdanken wir unsere ziemlich vollständigen Kenntnisse des römischen Rechtes. Gewiß, es ist durch die Glossatoren und die Gemeinrechtler oft mißhandelt worden, aber dadurch wird sein Wert keinesfalls vermindert. Es ist heute wieder Mode, über das römische Recht zu schimpfen, wobei man es für die Sünden späterer Generationen haften lassen möchte und wobei vor allem politische Motive ausschlaggebend sind.

Wir aber wollen (wenn es uns auch angesichts unserer Examennöte oft schwer fallen mag) das Corpus Iuris als größten Zeugen des kulturellen Schaffens des kaiserlichen Roms mit Achtung behandeln. 1500 Jahre sind es ungefähr her, seitdem das Corpus Gesetz wurde, und noch lebt es. Welches moderne Gesetzbuch wird noch in 1500 Jahren angewendet werden?

K. Staub.

BEMERKUNGEN ZUM RELIGIÖSEN UMSCHWUNG IN DEUTSCHLAND.

Es will mir oft scheinen, als ob wir Schweizer uns zu wenig bewußt sind, wie wichtige Dinge in geistiger Hinsicht jetzt in Deutschland geschehen. Wir beachten vor allem die politischen Geschehnisse und meinen, Deutschland damit erfaßt zu haben. Doch wie „altmodisch“ ist eigentlich das Politische in den Hauptzügen, ist diese autoritäre Form doch schon unzählige Male in der Geschichte ähnlich aufgetreten.

Nicht so die weltanschauliche Revolution: zum ersten Male in unserer Zeitrechnung (wenn wir Rußland nicht in Betracht ziehen: Kommunismus, als Glaube aufgefaßt, ist dem Christentum auch nicht dermaßen entgegengesetzt und meines Erachtens auch nicht so haltbar wie das neue deutsche Heidentum) wird in Europa der Versuch unternommen, das Christentum durch eine „art-eigene“, die von einem fremden Volke übernommene durch eine nationale Religion zu ersetzen. Man muß wohl verstehen: Es gab seit jeher schon manchen Nicht-Christen in Europa, doch es waren Intellektuelle und Einzelgänger, es war nie ein ganzes Volk. Mancher wird einwenden, so sei es auch in Deutschland, auch hier wolle das Volk das neue Heidentum nicht. Aber ich glaube, daß es soweit kommt, wenn die Erziehung der Jugend einmal ihre Früchte zeigt. Denn die neue Religion ist genügend volkstümlich beschaffen.

Warum denken bei uns die wenigsten Leute an die ungeheure Tragweite dieses Geschehens? Ganz einfach einmal darum, weil in politischen Dingen sachliche Betrachtungen Luxus sind (man erinnere sich nur der Diskussion im Falle Prof. Ermatinger), weil man sich zu vergeben fürchtet, wenn man eine mißbilligte, unangenehme Geisteserscheinung entwicklungsgeschichtlich, d. h. unvoreingenommen, betrachtet. Dann auch deshalb, weil auch solche, die mit gutem Willen sich in diese Probleme vertiefen wollen, meist sofort abgestoßen werden durch die unangenehme Art der Überheblichkeit und der „Ungeistigkeit“ der nationalsozialistischen Schriftsteller. Ich denke da vor allem an Alfred Rosenbergs „Mythus des 20. Jahrhunderts“, ihre Bibel, wo neben einleuchtenden Sätzen eine Unmenge von solchen vorkommen, die vom Standpunkte des einigermaßen

wissenschaftlich denkenden Menschen ungenießbar sind, als Naivitäten und Prahlereien erscheinen. Da kann man nur einen Rat geben: zuerst den Geist bei Nietzsche vorwegnehmen und Rosenberg als Epigonen im Sinne Christian Wolffs auffassen, und vor allem: diese geistesgeschichtlichen Erklärungen Rosenbergs nicht als wissenschaftliche „Beweise“, sondern als Glaube, eben als „Mythus“, betrachten.

Man kann leicht erkennen, wie die meisten nationalsozialistischen Anschauungen aus den Minderwertigkeitsgefühlen des Weltkrieges und aus der Reaktion auf die intellektualistischen und positivistischen Richtungen des 19. Jahrhunderts hervorgehen — und auch, wie folgerichtig diese Entwicklung ist.

Aus den Minderwertigkeitsgefühlen ergibt sich vor allem diese übertriebene (grundsätzlich gesunde) Selbstschätzung, die im heutigen Deutschland sozusagen auf alle Lebensgebiete übergreifen hat: Sie findet ihren Ausdruck in der Vergötterung der germanischen Rasse und in der Schaffung einer „arteigenen“ Religion, die ja mit der Betonung des Ehrbegriffes nordisch, männlich sein soll, nicht betont christlich, weiblich, orientalisch. Es liegt auf der Hand, daß dadurch einerseits das Volksgedeihen ungemein gefördert wird, anderseits eine nicht geringe Gefahr für das übrige Europa entsteht.

Rosenberg will diese Nationalisierung natürlich nicht psychologisch bedingt wissen, sondern er sagt: „D a s Z e i c h e n u n s e r e r Z e i t ist: Abkehr vom grenzenlosen Absolutum. D. h. Abwendung von e i n e m über alles Erlebbare, Organische gehenden Wert, den sich einst das vereinsamte Ich setzte, um eine übermenschliche Gemeinsamkeit der Seelen a l l e r friedlich oder gewaltsam herbeizuführen.“

Wenn man sich an die Deutschen der Vorkriegszeit erinnert mit ihrem Wahn der Unbesiegbarkeit, so ist nichts klarer als das neue Hervorsprudeln dieser Gesinnung nach einer Unterbindung von etwa 20 Jahren. Diese Stauung wirkt sich nun heute natürlich in dem augenscheinlichen Explosivcharakter aus.

Die mehr geistesgeschichtlich bedingte Reaktion auf den Intellektualismus, auf den Befreiungsgedanken, der im 19. Jahrhundert seinen Höhepunkt erreichte und ins Greisenalter kam, zeigt sich ja im Nationalsozialismus nur als populäre Erschei-

nung der großen Bewegung „Zurück zur Natur“, die seit dem Sturm und Drang immer wieder auftritt. Daß diese „Anti-Geistigkeit“ gerade heute so scharfe Formen annimmt, ist ja der Kapitulation der Vernunft im Weltkrieg und nach dem versandeten Intellektualismus des letzten Jahrhunderts nicht zu verwundern. Daß sie wiederum gerade in Deutschland in höchster Blüte steht, ist wohl mannigfach verursacht: einmal ist Deutschland für neue Strömungen am empfänglichsten, weil es am meisten litt und leidet am Krieg, dem Abschluß und Produkt des „andern Zeitalters“. Dann hatte ja das Volk der Dichter und Musiker schon von jeher starke Neigungen für „Naturverbundenheit“, für Irrationalismus, man denke nur an den Heros auf diesem Gebiet: Nietzsche, oder an einen Nachfolger wie Klages.

Wenn wir so diese letzte Blüte des deutschen Volkes als organisch entwickelt zu betrachten suchen, gelangen wir sicher leicht zum Verständnis, ja zu teilweisem Mitfühlen. Wenn wir auch in Betracht ziehen, daß wir nicht eine Evolution, sondern eine Revolution größten Ausmaßes vor Augen haben, können wir vielleicht sogar die unsympathischen Seiten gelinder beurteilen: daß das Ganze zu stark nach einer krassen Minderwertigkeits-Kompensation riecht, und daß dieser „Mythus“ sich zu stark um wissenschaftliche Beweise bemüht.

Ich glaube, daß auch wir Schweizer die Pflicht haben, uns — nicht nur in Witzblättern — mit diesen Strömungen auseinanderzusetzen. Denn dieses fordert eine sehr starke Selbstbesinnung, die wir doch sicher immer nötig haben.

Betrachten wir also mit Ehrfurcht dieses große Geschehen, und empfangen wir wieder einmal die Aufgabe, das Gesunde vom Unerfreulichen zu scheiden, also auf Maß zu sehen — indem wir verstehen.

H. B.

AUSLANDSBESUCH.

Vor kurzem haben wir in Zürich den Besuch von vier englischen Ärzten gehabt, die auf eine Einladung von Genf hin die Schweizer Universitäten bereisten, um Vorträge über den christlichen Glauben zu halten. Die Ärzte waren Mitglieder der *InterVarsity Fellowship for Evangelical Unions*, einer Vereinigung evangelischer Studenten in Großbritannien, die in den letzten

Jahren wiederholt ihre Glieder an kontinentale Universitäten gesandt hat.

Dieser uns zunächst so fremde und gänzlich unerwartete Besuch von Dr. Howard Guinness mit seinen drei Begleitern, Dr. S. Aldis, Dr. J. Broomhall und Dr. W. Scorer, ist für uns in mehr als einer Hinsicht wichtig geworden. Nicht nur ist es immer ein Erlebnis, wenn der Akademiker eines anderen Landes zu uns kommt und uns einen Einblick in seine persönliche Art und Welt vermittelt. Es sei auch nachträglich noch gesagt, daß der Besuch der englischen Ärzte in unseren Augen ein Wagnis darstellte, von dessen Gelingen die mit der Vorbereitung be-
trauten Studenten ganz und gar nicht überzeugt gewesen waren. Was konnten uns Engländer zu bringen haben, gerade in Hinsicht auf das so ganz anders geartete englische Christentum, und was mochte davon für unsere Verhältnisse von Wert sein? Außerdem gilt doch unsere Schweiz als besonders unzugänglich allem Fremden gegenüber, teils zu Recht, teils aber auch oft zu Unrecht.

Das Ereignis übertraf unsere Erwartungen in jeder Hinsicht, und wir danken unseren englischen Freunden noch einmal herzlich, daß sie sich die Mühe des Unternehmens nicht verdrießen ließen. Wir danken auch unseren Kommilitonen, die den Gästen eine so unerwartet gute Aufnahme bereitet haben. Was uns vor allem wertvoll geworden ist an diesen Tagen, war eben der Kontakt mit dem so ganz andersartigen Sein der Engländer. Wir sahen hier das Beispiel eines Christseins von solch einfacher Schlichtheit und Geradheit vor Augen, wie wir es im

ZÜRICH

Versicherungen:
Unfall, Haftpflicht
Kasko, Baugarantie
Einbruch - Diebstahl

Unfall

„Zürich“ Allgemeine Unfall- und Haftpflicht-Versicherungs-Aktiengesellschaft in Zürich

geheimen lange ersehnt, aber nie erleben zu können geglaubt hatten. Mit einem Wort: Unsere englischen Freunde besaßen alles das, was uns seit vielen Jahren in dem Wirrwarr der unlösbaren Probleme so gänzlich abhanden gekommen ist: — den Mut zur Tat, der aus dem Vertrauen auf die Verheißung Gottes kommt. Mit dem Satz: „God is not a problem to be solved but a personality to be trusted“, Gott ist kein Problem, das gelöst werden könnte, sondern eine Person, der man vertrauen darf, haben sie unsere ganz ängstlich gehegte Problematik über den Haufen geworfen. Und nun frage ich: Wem ist nicht bei den Vorträgen der Engländer der Wunsch aufgestiegen, es auch einmal auf diese Weise zu versuchen? Wurde uns hier nicht von Männern der Wissenschaft vor Augen geführt, daß dieser Weg auch wirklich gangbar sei? Waren sie ihn nicht bereits gegangen?

Wer würde den geringsten Zweifel darüber hegen, daß ein Brief, in den Kasten geworfen, auch richtig und unverfehrt an dem Ort seiner Bestimmung anlangt? Wir aber befinden uns stets in der Lage, daß unser allzu hoch gezüchteter Verstand uns immer mit Zweifeln plagt, ob Gott wirklich seiner Verheißung gemäß unseren Wünschen und Bitten Beachtung schenkt. Damit soll nicht gesagt sein, daß wir nun alles, was sich uns an Problemen aufdrängt, einfach beiseite schieben sollten, ohne je ernstlich um deren Lösung aus eigener Kraft zu ringen. Aber es ist gut, wenn uns immer wieder gezeigt wird, daß es noch einen anderen Weg gibt, besonders dann, wenn wir einzusehen beginnen, daß es mit der Lösung unserer Fragen oft bedenklich hapert. Für den modernen Menschen, besonders für den, der sich mit der Wissenschaft beschäftigt, ist der Glaube das, was man nicht glauben kann. Und gerade darum dürfen wir dankbar sein, daß es Menschen gibt, die nicht allein den Mut und die Zuversicht aufbringen, dieses Unglaubliche in ihr Leben aufzunehmen, sondern die darüber hinaus auch dessen wirkende Kraft dadurch aufs überzeugendste beweisen, daß sie sich den anderen darstellen in ihrem neuen Sein als die, welche der Geist Gottes treibt.

Elsbeth Hagmann, phil. I.

STUDENTISCHE ARBEITSKOLONIEN.

Die Arbeitskolonien sind den Zürcher Studenten kein unbekannter Begriff mehr. Soeben gibt nun das Amt des VSS, das diese Kolonien organisiert, seinen Rechenschaftsbericht für die Jahre 1936 und 1937 heraus.

Neben der Orientierung über die Tätigkeit während dieser Zeit erhalten wir in kurzweiliger Weise Aufschluß über den Sinn und Zweck der studentischen Kolonien, den Hilfsheuerdienst und ihren organisatorischen Aufbau. Auch lesen wir mit Genugtuung die erfreulichen und dankbaren Berichte der Kantonsbehörden, in deren Gebiet gearbeitet wurde. Sie ermutigen uns zu weiterer Arbeit.

Seit 1925 wandert alljährlich eine Schar Studenten aus allen Landesteilen zu gemeinsamer Hilfeleistung in verschiedene bedürftige Bergdörfer. So zogen während der Semesterferien 1936 291 junge Leute (darunter 77 Zürcher) mit Pickel und Schaufel in die drei Kolonien in Anzano (Tessin), St. Martin (Valsertal) und Navals (Schanfigg). Die Dörfer erhielten Wegverbindungen mit entfernten Höfen oder mit ihren Maiensäßen. Aus finanziellen Gründen hätten diese Werke niemals ohne unsere Kolonien erstellt werden können.

Letzten Sommer konnten leider nur zwei Kolonien eingerichtet werden mit 282 „Arbeitern“, wobei bedauerlicherweise die Beteiligung der Zürcher auf 67 zurückgegangen ist. — Das eine Arbeitsprojekt führte die Studenten wiederum in den Tessin, wo der 1936 begonnene Wegbau fertiggestellt wurde.

Im Juni kam die tragische Kunde von der Verschüttung eines Dorfteils von Lourtier im Unterwallis. Über 60 Gebäude fielen ihr zum Opfer. Das Amt für Arbeitskolonien bot die Hilfe der Studenten an, und bald darauf kam froher Betrieb in die holperige Dorfasse. In den drei Etappen dieses Lagers arbeiteten ca. 180 Mann, im Tessin ca. 100.

Am Hilfsheuerdienst, der auch vom Amt für Arbeitskolonien organisiert wird, beteiligten sich beide Jahre je rund 50 Mittelschüler und Studenten.

Die zum großen Teil erfreulichen Resultate des Heuer- wie des Arbeitsdienstes in den Kolonien haben die Leitung ermutigt,

kommenden Sommer eine umfangreiche Werbeaktion unter den Studenten durchzuführen.

Wie oben schon erwähnt wurde, gibt uns der vorliegende Bericht auch Aufschluß über die Idee der Arbeitskolonie. Natürlich steht der praktische Zweck im Vordergrund. Starke Muskeln, Begeisterung für ein nationales Werk, daneben ein Bedürfnis nach einer Ergänzung zum Studium, nach körperlicher Betätigung, auch nach Kameradschaft im Kreise anderer junger Leute: das treibt alljährlich unsere Kolonisten ins Lager. Und sie finden hier oben die Befriedigung, die sich nur nach produktiver Arbeit einstellt. Das beweisen die vielen, die alljährlich wiederkehren. Wir wundern uns nur, daß es nicht noch viel mehr Studenten hinauflockt, um Positives zu leisten an sich und an der Heimat.

Nun darf wohl auch noch ein Dankeswort gesprochen werden an die, die es uns überhaupt ermöglichen, unsere Kolonien zu organisieren, nämlich an die Bundes- und Kantonsbehörden und nicht zuletzt an einige opferfreudige private Spender, die unsere ganze Sache finanzieren. Wir wollen nämlich die Gemeinden, denen wir helfen, nicht belasten. Sie sollen spüren, daß wir, die wir es besser haben, unsere Landsleute nicht im Stiche lassen.

M. Haudenschild.

THEATER UND KINO.

Es wird heute vielerorts die Ansicht geäußert, das Theater sei durch die großartige Entwicklung des Films überflüssig geworden und werde mit der Zeit das Feld räumen müssen. Wirklich ergeben sich der oberflächlichen Betrachtung eine ganze Reihe wesentlicher Vorteile des Films gegenüber dem Schauspiel (ich sehe hier ausdrücklich von der Oper ab, da diese wohl kaum unter der Konkurrenz des Films zu leiden hat).

Vor allem fallen hier die viel größeren technischen Möglichkeiten des Filmes ins Gewicht. Der Theaterdichter sieht sich vor die Aufgabe gestellt, ein Geschehen von längerer zeitlicher Entwicklungsdauer und mannigfaltiger Räumlichkeit in einige Bilder zu konzentrieren. Die lineare zeitliche Folge wird unterbrochen und vor- und rückwärtsschauend von einzelnen Zeitpunkten aus erhellt; der Raum wird auf einzelne Schauplätze beschränkt. Daraus ergibt sich die Schwierigkeit für den Dramatiker, die Verbindung zwischen den einzelnen Zeitpunkten und Szenerien durch erzählende, epische Stücke herzustellen, eine Aufgabe, an der selbst große Dichter,

wie z. B. Kleist im „Käthchen von Heilbronn“, gescheitert sind. Dieser „handwerklichen“ Schwierigkeiten ist der Drehbuchautor enthoben. Der Film ist ausgesprochen epischen Charakters und als solcher weder an Raum noch Zeit gebunden. Deshalb eignet sich vor allem der Roman zur Verfilmung, weil hier Schritt für Schritt das Geschehen mit der Kamera verfolgt werden kann. Kein Weltteil, kein Winkel bleibt ihr verschlossen. Wir genießen die Liebesszene am wogenden Meer mit Palmen, die im Winde sich wiegen, usw., während uns im Theater die papiernen Kulissen und die Stoffetzen, die Blätter darstellen sollen, ärgern. Wir sehen Leni Riefenstahl oder Louis Trenker in sausender Fahrt in die Tiefe schießen inmitten strahlender Hochgebirgslandschaft... Wann würden wir diese „begrnadeten“ Schauspieler sehen, wenn nicht die Leinwand sie vor uns brächte? Vielleicht einmal in einem Gastspiel — aber das kostet Geld! Der Film aber ist billig; die besten Plätze kosten ungefähr so viel wie die billigsten im Theater.

Und was für Mängel stehen all diesen Vorteilen gegenüber? Hier wird gewöhnlich nur einer genannt: die fehlende Plastizität. Doch auch hier sind schon Wege zu deren Überwindung gefunden, ja sogar der farbige Film geht seinem Aufstieg entgegen. Herz, was willst du mehr?

Und doch lassen sich all die genannten Vorteile durch eine etwas weniger naive Interpretation als völlig belanglos erweisen. Das Theater läßt sich dem guten Spezialgeschäft, der Film mit einem Warenhaus vergleichen. Jenes bedient einen auserlesenen Kreis von Stammkunden, deren Geschmack es kennt und dem es sich anzupassen weiß; geringer Umsatz und hohe Qualität bedingen hohe Preise. Das Warenhaus dagegen erstrebt vor allem Billigkeit und ist deshalb auf großen Umsatz angewiesen. Es verkauft also nur Waren, die jedermann gefallen, Standardprodukte, die dem Geschmack der großen Masse entsprechen. Genau so beim Film. Billiger Eintrittspreis bei hohen Herstellungskosten verlangen massenhaften Besuch; der Film wird für die Masse und infolgedessen durch die Masse geschaffen. Die Masse aber hat einen schlechten Geschmack.

Warum lesen wir eigentlich ein Buch; warum gehen wir ins Theater? Sicherlich nicht bloß zur Unterhaltung und Erholung; sondern in der Dichtung suchen wir Antwort auf die Seinsfragen, die in jedem nicht „selbstverständlichen“ Dasein sich aufdrängen. Dichtung ist Seinsauslegung und verlangt Auseinandersetzung. Diese Anregung zu immer erneuter Infragestellung unserer Weltverhaltensweise ist das eigentliche positive Ergebnis unserer Lektüre. Gerade diese Infragestellung ihrer Seinsauslegung scheut die Masse. Wohl liebt sie „Probleme“, die sie jedoch stets nur im beschränkten Sinne ihres grundlosen und ungeprüften Seinsverständnisses zu „lösen“ versteht. Die Masse vermag nie zum tiefsten Problem von Sein oder Nichtsein vorzudringen, weil diese Frage den

Zusammenbruch ihrer Weltanschauung nach sich ziehen würde, in der sie sich seit Generationen eingeschanzt hat. Ihre Probleme berühren daher immer nur oberflächliche soziale, wirtschaftliche und konfessionelle Fragen etc. Die Masse sucht also in der Dichtung keine Seinsfragen, sondern lediglich *U n t e r h a l t u n g* und *Sensation*. Weil aber jedes Stück Leben, bei seinen Wurzeln erfaßt, zur letzten Seinsfrage führt, bewegt sich diese Unterhaltung auf einer Ebene schwächerer *I n k o n s e q u e n z*. Die Masse verfolgt mit schauernder Sympathie verbrecherische Abenteuer, atmet aber erleichtert auf, wenn der Missetäter sich bekehrt oder gerechte Strafe findet. Sie liebt lüsterne Sentimentalität ohne jedoch das Titanische eines Don Juan zu würdigen. Das Fehlen tieferer Problematik wird durch stofflichen Reichtum und psychologische „Wahrheit“ ausgeglichen. Der Kriminalroman ersetzt die „langweiligen“ Klassiker.

Auf dieser ästhetischen Grundlage steht der Film. Ihm bleibt deshalb von vornherein jegliche echte *T r a g i k* versagt. Im letzten Frühling wurde von der Presse der Film „Die ganz großen Torheiten“ außerordentlich gerühmt. Inhalt: Ein Mädchen kommt vom Land nach Wien, um Schauspielerin zu werden. Sie verbringt die erste Nacht im Hotel mit einem Unbekannten, der sie am Morgen verläßt. Sie erkennt den Geliebten wieder in der Gestalt ihres Lehrers, des berühmten Regisseurs Dasen. Dieser betrachtet sich durch das nächtliche Abenteuer keineswegs als gebunden, worauf sie in Verzweiflung den Tod sucht. Der Versuch mißlingt und sie wird glücklich Frau Regisseur. Also das reinste happy end zu einem Geschehen, das in seinen Grundlagen tragisch wäre. Am Schluß des ersten Teiles stellt das Mädchen, hingenommen von der Egmontmusik Beethovens, die Frage: Muß man eigentlich unglücklich sein, um Großes schaffen zu können? Hier wäre der Weg zu einem künstlerischen Ausgang angetönt: durch Entsagung Reife zu höchstem Künstlertum. Aber das wäre ein Problem, das die Masse nicht verstehen würde. Unfähig der tragischen Ergriffenheit gibt sie sich dafür einem sentimental mitgefühl hin, das schließlich durch das happy end befriedigt wird.

Und doch bleibt dem Film tiefste menschliche Problematik nicht verschlossen, wenn sie den Umweg über das *K o m i s c h e* einschlägt. Das Komische ist ein existenziell viel tiefer gegründetes Phänomen als das Tragische. Der Philosoph wie der Stallknecht lachen über denselben guten Witz. Das Komische wirkt unmittelbar; es bedarf keiner geistigen Vertiefung. Darum ist auf diesem Gebiete dem Filme die höchste Möglichkeit geboten.

Und über das Komische vermag der geniale Schauspieler zum Tragischen vorzudringen. Ich denke hier vor allem an das Spiel Charlie Chaplins, besonders an seinen letzten Film, „Modern times“. Die Menge mag sich an der Situationskomik in der Episode mit der Eßmaschine amüsieren; dem hellsehtigen Zuschauer wird die fürchterliche Schärfe unvergeßlich sein, mit der hier auf die Krankheit unserer

Zeit hingewiesen wird. Der schlechte Geschmack wird hier gewissermaßen überlistet.

Doch ich habe immer noch eines der wesentlichsten Argumente der Filmfreunde unberücksichtigt gelassen, nämlich die photographische Wirklichkeitsnähe, die den Film den Theaterkulissen gegenüber auszeichnet. Doch auch diese naturalistische Tendenz des Filmes kann einem künstlerischen Geschmack nur behagen, wo es sich um Kulturfilme handelt. Wo aber die Frage nach Sein oder Nichtsein gestellt wird, da ist die ganze Umgebung Nebensache; da sind wir so vom rein Menschlichen ergriffen, daß wir die Bühnendekoration gar nicht mehr beachten (Shakespearebühne!). Die ganze naturalistische Aufmachung hat einzig dort ihren Platz, wo es sich eben um unterhaltenden Betrieb handelt, wie es im Film der Fall ist.

Doch stellt sich nun die Frage, ob es denn mit dem Geschmack des Theaterpublikums besser bestellt sei. Freilich, auch ein Theaterdirektor ist zu manchen Konzessionen an den vulgären Geschmack gezwungen. Doch weiß er doch immer einen kleinen Kreis hinter sich, der das Theater nicht als bloßes Vergnügungsort betrachtet und der ihm ermöglicht, ab und zu seinem kulturellen Gewissen Folge zu leisten. Doch nicht nur durch ein höheres Geschmacksniveau ist die Bühne dem Film überlegen. Nehmen wir den Fall an, daß ein Film die Qualität eines guten Schauspiels erreiche; niemals wird sich das maschinelle Geschehen im Projektor und auf der Leinwand dem lebendigen Spiel zur Seite stellen können. Eine Theateraufführung läßt sich einem Gottesdienst vergleichen; hier ist nicht die Predigt die Hauptsache, sondern die gemeinsame Kulthandlung der versammelten Gemeinde, die keine Radiopredigt zu ersetzen vermag. So ist auch eine Aufführung letztlich eine Kulthandlung im Geiste der Dichtung, und es ist kein Wunder, daß die Schauspielkunst auf religiöse Quellen zurückgeht. Neben diese Gemeinschaft im Geiste tritt die Beziehung des Publikums zum Mimen. Was dieser durchdacht und bewußt gestaltet hat, wird ihm in der Benommenheit des Augenblicks zum wirklichen seelischen Erlebnis; seine Ergriffenheit teilt sich dem Publikum mit, welches dadurch wiederum den Schauspieler zu letzter Vollendung steigert. Diese Gemeinsamkeit künstlerischen Gestaltens ist eines der schönsten Erlebnisse, die uns das Theater neben dem eigentlich künstlerischen Genuß zu bieten vermag. Und dadurch erhebt es sich himmelhoch über die tote Mechanik des Filmes, wo uns selbst die größten Mimen nur als Schemenwesen erscheinen. Hier zeigt sich deutlich, daß der Film auf materialistischer Grundlage steht und deshalb notwendig das tiefste Wesen künstlerischen Schaffens und Erlebens verkennen muß.

Peter Schmid, phil. I.

BRIEF AN EINE FREUNDIN.

Eveline,

Du hast mich enttäuscht! — Als Du vor einem halben Jahre wegfuhrst aus unserer kleinen Stadt am See, da warst Du ein frisches, unkompliziertes Ding, ein hüpfender Gummiball; stießest in der unpassendsten Umgebung kleine Schreie aus, wenn Dich irgend etwas besonders freudig erregte, warst ein stets zu allem Tun entflammtes, blumenduftiges Wesen. — Du hattest aber auch Deine ganz andächtigen Momente, verstandest nicht alles gleich aufs erste Mal, wenn man Dir zu erklären versuchte, machtest große Frageaugen, warst ohne Übertreibung und kurz zusammengefaßt ein liebes, dummes und vor allem junges Etwas.

Nun, Dein Leben lang so bleiben, das konntest Du natürlich nicht. Das hätte auch kein Mensch verlangt. Aber was das bißchen Studium in kurzer Zeit aus Dir gemacht hat, das hat mich, als ich dessen inne ward, leicht hingesezt.

Wenn Du das Tempo hältst und Deinen offensichtlich gelehrten Ambitionen treu bleibst, dann bist Du, ehe eine Gans dreimal mit dem Schwanze gewedelt hat, das, was wir Studenten mit dem Titel „Universitätsschlampe“ überschreiben. — Du liebst Hornbrillen, Pullovers und Sandalen, rauchst wie ein Überseer, führst furchtbar gescheite Gespräche und findest die Diktatur des Proletariats „die Verwirklichung“. Trotzki, Nofretete, Freud und Thomas Mann können bei Dir gleich im selben Satze vorkommen, und wenn einer sagt, er träume die letzten Nächte ständig von einem Strickstrumpf, nun, dann hat er eben einen Mutterkomplex . . .

Nein, Eveline, das mögen wir Burschen schon gar nicht, wenn unsere Freundinnen so groß gescheit daherreden. Wir haben das Gefühl, das könnten wir ruhig allein besorgen, wenn's schon unbedingt sein muß. Natürlich sind wir nicht so einfältig und wollen Euch gegenüber die Herren der Schöpfung spielen. Gewiß sollt Ihr studieren, wenn Ihr Freude daran habt. Sicher könnt Ihr in Wissenschaft, Kunst, Musik und Literatur genau so viel leisten wie wir, aber . . . werdet darüber nicht geistreichelnde Hornbrillenmaids, bleibt ums Himmels willen Frau!

Als ich damals, noch in unserer GymnasiastENZEIT, Dich zu

verehren begann, träumte ich in meinen heißesten Stunden davon, wie Du Dir beim Skilauf ein Bein brächest und ich Dich unter Herausgabe meiner letzten Kräfte aus dem einsamen Gebirge durch den tiefen Schnee zu Tale tragen würde. Ja, ich erdachte mir die tollsten Situationen, in denen ich als Dein Held und Beschützer siegreich die Schurken in die Flucht schlug. —

Und so bleibt dies eigentlich bei uns jungen Männern, auch wenn wir älter werden. Ach, laßt Euch doch ein wenig beschützen von uns, tut doch nicht so aufreizend selbständig, auch wenn Ihr es vielleicht innerlich seid. Denkt nicht, daß wir nicht um die Tiefe Eurer Gefühle wissen, und seid uns, wenn die schwache Stunde kommt, ein wenig Mutter.

Dein Roger Matelot.

BRIEF AN EINEN FREUND.

Mein Lieber!

Ich danke Ihnen für den Abend, den ich in Ihrem schönen Heim am See verbringen durfte. Es ist schon lange her. Der Duft, der aus den Wiesen stieg, die nächtlichen Geräusche, der Wein, vielleicht die Freundin auch, die zugegen war und unserem Männergespräch jene reine Fröhlichkeit und ernste Klarheit gab, die ländliche Nächte und edle Frauen uns zu geben vermögen, — das alles ließ uns freier sprechen und, wo es not tat, besser schweigen, als wenn wir uns an einem lauten Ort, im Trubel der Geselligkeit, getroffen hätten. Sie, der Sie den Wein lieben und den Wohlklang, lasen uns Baudelaire vor, ein paar Gedichte, ein einziges eigentlich bloß, ein allereinziges, das mit den Worten endete, die den Wein preisen: — „Chant plein de lumière et de fraternité!“ —

Wir saßen noch lange im flackernden Halbdunkel des Kerzenscheines und hörten dem verklungenen Verse nach. Als Sie die Stille unterbrachen und wir die Gläser leerten, daß unsere Freundin ob der Bewegung fast erschrocken war, rühmten Sie trinken die Schönheit und Helle dieser Sprache, und ich tat mit und wollte mich beinahe der Schlichtheit unserer eigenen schämen, die mir zu dieser Stunde ungelenk, unfeierlich und grob vorkam. Aber die Freundin, nicht verführt vom Wein und von dem fremden Zauberer, las uns in heiligem Zorne und Dia-

lekt die Leviten, und es war wie ein ländliches Gewitter, das in die Schwüle bricht, und die Freundin war schön mit dem Donner der Worte und dem Blitz ihrer Augen.

Von der Straße her tönte der unregelmäßige Gang spät Heimkehrender; die Nacht brachte schon herbstliche Kühle durchs Fenster, sie brachte auch den Atem der Landschaft und den Gesang der Grillen, und da spürten wir plötzlich, daß das unsere Erde ist. Inmitten dieser Bäume und nächtlichen Brunnen, die uralte Laute murmeln, bedurfte es eines tapferen Frauenwortes, um uns aus den Träumen in die vielstimmige und heimliche Wirklichkeit der eigenen Welt zurückzubringen. Wir haben der Freundin gedankt.

Später, als der letzte Zug am jenseitigen Ufer der Stadt zurollte, sangen wir die fröhlichen und sehnsüchtigen Lieder unserer Heimat, und manchmal klang es weitschallend und breit und ausgelassen über den See, und manchmal zag und innig wie ein erstes liebendes Wort, und die Stimme der Freundin war wie der Laut eines einsamen Vogels. Da sagten Sie nochmals: — und es brach kein Sturm mehr los; denn es galt nicht dem Wein, sondern dem heimatlichen Klang — „Chant plein de lumière et de fraternité!“

Ich danke Ihnen für die schönen Stunden, und Ihnen, Freundin, danke ich im stillen doppelt. Ihr ergebener Freund * * *

HÖHERE HEILIGKEIT.

Es mag Anno Domini 580 gewesen sein, als zu den Mönchen nach Trier in der heutigen Kurpfalz ein Pilger gewandert kam, der eben die große Reise ins heilige Land vollendet hatte.

Manche Fährnis war zu überwinden gewesen; viel hatte der Mann erlebt, und so war es selbstverständlich, daß seinen Berichten aus dem Heimatland des Christentums die gespannte Aufmerksamkeit dieser Mönche galt, die hier im teilweise noch heidnischen Moseltal für die Verbreitung der christlichen Lehre stritten. Ja, es sollte sich zeigen, daß dem Pilgrim nicht nur gespannte Aufmerksamkeit entgegengebracht wurde, sondern daß sich unter den jüngsten Missionaren einer fand, der seinen Erzählungen auch mit vielleicht etwas zu gelehrigem Interesse folgte.

Bruder Wulflaig, so hieß dieser junge Mönch, scheint nämlich von den Nachrichten des Pilgers über eine neue Sekte von merkwürdigen Einsiedlern ganz besonders gefesselt worden zu sein.

Zu jener Zeit war gerade im heiligen Land die erstaunliche Sitte des — Säulensitzens in Blüte gekommen, und zwar hatten sich darin bereits wahre Künstler entwickelt, denen gegenüber unsere modernen amerikanischen Baumsitzer wahre Wickelkinder sind.

Denn, während unsere heutigen Rekordjäger stolz darauf sind, mindestens an die zwei Monate auf einem Baume zugebracht zu haben, und sie sich dafür schon den Titel eines „Champion of the World“ zulegen, so legten sich denn doch ihre Vorsitzer aus dem Altertum — Vorläufer könnte man hier nicht gut sagen — noch viel forscher ins Zeug, und bei ihnen geht die „abgesessene“ Zeit in die Jahre und sogar in die Jahrzehnte.

Und das kam so:

Im Jahre 390 wurde in der Nähe der Stadt Antiochia im Syrerlande frommen Eltern ein Knäblein geboren, das sie Simeon taufte und das schon von jung auf etwas Besonderes zu werden versprach. Aus dem Simeönlein wurde mit dem Laufe der Jahre ein stiller, in sich gekehrter Simeon, der das Leben sehr ernst nahm und stundenlang für sich allein über den Rätseln des Daseins grübeln konnte. Es war daher natürlich, daß er sich entschloß, Mönch zu werden, um, dem störenden Getriebe der Welt fern, Gott zu dienen und in Ruhe zu meditieren.

Der gute Simeon hat aber, wie es manchmal so gehen kann, mit seinem Entschluß — ohne daß wir ihm dabei etwa böse Absichten zuschreiben wollen — dem Kloster, in das er nun eintrat, allerhand Mißhelligkeiten verursacht. Denn immer mehr sonderte er sich mit der Zeit von seinen Mitbrüdern ab; es kam sogar so weit, daß er sich nicht einmal mehr am gemeinsamen Gottesdienst beteiligte, vom Nichterscheinen am gemeinschaftlichen Mittagstisch ja ganz zu schweigen.

Vollständig in seinen Meditationen versunken, ließ er sich endlich außerhalb seiner vier Wände selten mehr sehen und blieb so wochenlang mit seinen Gedanken allein in seiner Zelle, wohin ihm mitleids- und auch ehrfurchtsvolle Brüder das nötigste Essen brachten.

Diese neue Art, daß sich einer auch gar nicht mehr um die klösterliche Gemeinschaft kümmerte und wohl noch in seinem absonderlichen Treiben Nachahmer fand, paßte nun aber keineswegs in die feste und althergebrachte Hausordnung der Mönche hinein. So ist es uns denn begreiflich, daß den gestrengen Oberen des betroffenen Klosters die Lebensweise unseres Simeon ein arger Dorn im Auge war. Der geordnete Gang der Dinge wurde durch das Tun des Simeon empfindlich gestört, und selbst die gute Disziplin unter den Soldaten Christi geriet bedenklich ins Wanken — denn, wie schon angedeutet, hatte Simeon bald einige eifrige Jünger um sich versammelt, denen er eine neue Askese predigte, mittels derer man Gott noch viel besser dienen könne.

Das Kloster hallte daher bald vom unseligen Streit zweier feind-

licher Parteien wider, und die unrühmliche Folge davon war, daß eines schönen Tages die stärkere konservative Partei den Simeon samt seinen unentwegten Genossen kurzerhand vor das Klostertor setzte, um endlich dem gefährlichen Streit ein Ende zu bereiten.

Mit diesem gröblichen Gewaltakt, der im Jahre des Herrn 429 geschah, war zwar freilich der Streit aus dem antiochischen Kloster gebannt. Aber der gutmeinende Prior der betreffenden Bruderschaft hatte sich böß getäuscht, wenn er glaubte, mit dem Zuknallen der Klostertür sei die Affäre zu einer für ihn befriedigenden Erledigung gelangt. Der Stein des Anstoßes war damit überhaupt nicht aus der Welt, sondern geradezu, sowohl wörtlich wie bildlich genommen, da hinein geschafft worden.

Wohl standen zwar die ausgestoßenen Erneuerer mit leeren Händen wieder draußen im stürmischen Weltgetriebe, doch ließen sie sich durch ihr Mißgeschick nicht verdrießen, sondern sahen den vielen Mühsalen, die ihrer warteten, vielmehr getrost entgegen — sollten sie doch diese Unbilden ihres Glaubens wegen auf sich nehmen; eine Tatsache, die sie in ihrer entschlossenen Beharrlichkeit nur bestärkte.

Theororet, ein frühchristlicher Geschichtsschreiber, berichtet uns, daß sich Simeon nun, nachdem er eine Menge von Anfechtungen und Widerwärtigkeiten von seiten seiner früheren Mitbrüder in Christo überwunden hatte, unweit von der Stadt Antiochia eine Säule baute, auf der er sich häuslich niederließ, um so ganz für sich allein zwischen Himmel und Erde zu sein.

Anfänglich war er noch zu häufigem Wohnungswechsel gezwungen, wohl weil ihm die Antiochier nicht das richtige Verständnis entgegenbrachten und er daher das begreifliche Bedürfnis hatte, auf immer höheren Säulen Platz zu nehmen. Doch war dies nur ein Zwischenstadium, denn nach vieler Mühe hatte sich dann Simeon eine Säule erbaut, die, wie glaubwürdige Zeugen versichern, sechzehn Meter hoch war, und auf der er nun für die restliche Zeit seines Lebens — bis zum Jahre 459 — endgültig ständigen Wohnsitz nahm. In dieser luftigen Wohnung war er tagaus tagein allem Wetter ausgesetzt, hat sich aber doch erst nach vollen dreißig Jahren damit eine tödliche Krankheit geholt. Gesellschaft leistete ihm auf dieser Plattform einzig ein Körblein, das mit einem Seil versehen war, und mit dem er sich die von seiner Jüngerschar zusammengebettelten Lebensmittel heraufziehen konnte. Die Bettelei mußte aber gar nicht allzu lange betrieben werden, denn nach kurzer Zeit hatte Simeon einen gesicherten Unterhalt aus den Spenden seiner vielen Gönner.

Dieses Benehmen war wohl dazu angetan, einiges Aufsehen unter der Bevölkerung zu erregen, und so war es weiterhin nicht allzusehr verwunderlich, daß der Einsiedler auf der Säule in den Geruch der Heiligkeit kam — was natürlich bei den Klöstern der Umgebung nur scheele Mißgunst wecken konnte.

Es stellte sich bald allerlei Volk auch aus entlegeneren Ländern

ein, neugierig, was ihnen der Sonderling zu berichten wisse. So geschah es, daß sich Simeon ab und zu, wenn genügend Zuhörer versammelt waren, in seinen Gedankengängen stören ließ und das Amt eines Predigers erst mit Widerwillen und später mit wachsender Freude auf sich nahm. Von seinem erhöhten Standpunkte aus mußte er sich so recht als Mittler zwischen Gott in der Höhe und dem gewöhnlichen Volk in den Niederungen vorkommen — seinen Reden soll daher auch eine ganz besondere Strenge innegewohnt haben. Unser Gewährsmann schreibt, daß der Säulenheilige in seinen Ansprachen ganz besonders auf die Notwendigkeit des Bußetuns und des Fastens hinwies (währenddem Simeon selbst — fügt der Geschichtsschreiber etwas hämisch bei — vom Fasten nicht viel wissen wollte).

Die Persönlichkeit des heiligen Simeon (selbstverständlich ist er heiliggesprochen worden) scheint auf viele seiner Zeitgenossen einen ganz bedeutenden Eindruck gemacht zu haben, ganz besonders wegen der unerhörten Kasteiungen, die er *ad maiorem dei gloriam* auf sich genommen hat — wer würde wohl so ohne weiteres der sengenden Sonne des Sommers und den Stürmen des Winters klaglos standgehalten haben?

Kurze Zeit nach seinem Tode schon begegnete man daher im Syrerlande mancherorts Säulen, die auf ihrem Kapital einen zukünftigen Heiligen sitzen hatten. Es soll zwar unter diesen Jüngern des Simeon welche gegeben haben, die es mit den Kasteiungen nicht so ernst nahmen und sich auch das Säulenleben etwas bequemer zu gestalten wußten. Sie bauten nämlich ihre Säulen genügend groß, um darauf ein winziges Häuschen zu errichten, in das sie sich, wenn das Wetter ihnen gar zu übel mitspielen wollte, zurückziehen konnten.

Bald übte man die Kunst des Säulensitzens auch in Ägypten und bei Byzanz. Dort gelangten die Mönche von Theben wegen des Raffinements, mit dem sie ihre Qualen zu vergrößern suchten, zu besonderer Berühmtheit; hier ließ sich der bekannteste unter den Nachfolgern des antiochischen Heiligen nieder — Daniel, dem schon zu Lebzeiten der ehrende Beiname *Stylites*, der Mann auf der Säule, zukam. Daniel der Stylite hatte gegen ein wesentlich unfreundlicheres Klima, als es dasjenige Syriens war, zu kämpfen, und dennoch hielt er es für ganze fünfunddreißig Jahre auf seinem zügigen Posten am Bosphorus aus. Er dürfte damit den Rekord unter den Säulenheiligen aufgestellt haben.

Soviel wird ungefähr der Pilgersmann in Trier über die mönchischen Eigenbrödlers des Morgenlandes zu erzählen gewußt haben. Aber der kurze Bericht genügte für den jungen Wulflaig, um in ihm den sehnlichsten Wunsch wachzurufen, es diesen christlichen „Helden“ nachzutun. Nach nicht langer Zeit erhob sich denn auch am Ufer des Moselstromes eine Säule, auf der unser Wulflaig thronte. Seine Vorgesetzten hatten ihm wohl vom Vorhaben abgeraten, die syrische Sitte zu kopieren, ließen ihn aber in weiser Voraussicht ge-

währen, als ihm der Gedanke des Säulensitzens mit aller Überredungskunst nicht mehr aus dem Kopf zu bringen war.

So setzte sich denn Wulflaig etwas selbstzufrieden und gewissermaßen in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, auf seine mühevoll erstellte Säule. Er machte sich ans Meditieren, brachte auch ganz annehmbare Gedankengänge fertig und wurde von der Bevölkerung gebührendermaßen als komische Seltenheit angestaunt. Aber, daß es ihm etwa gelungen wäre, durch sein aufsehererregendes Verhalten einen Heiden zu bekehren, davon konnte natürlich keine Rede sein, geschweige denn, daß einer seiner Kollegen ihn im Säulensitzen hätte nachahmen wollen. Die heidnischen Moselländer waren sich andere Bekehrer gewohnt, und die übrigen Mönche hatten alle Hände voll zu tun, um ihrer Aufgabe als Missionare gerecht zu werden und den merkwürdigen Eindruck, den das Benehmen Wulflaigs machte, nach Möglichkeit zu verwischen.

Wulflaig, der so durch das Säulensitzen seiner eigentlichen Aufgabe untreu wurde, sollte auch gar bald einer Lehre innewerden, die sogar heute noch manchem nicht geläufig ist.

Der Winter war in Deutschland eingezogen und hatte unerhörte Leiden für den Mönch auf der Säule mit sich gebracht. Es kam daher nicht von ungefähr, daß an einem eisigkalten Januarmorgen die Säule plötzlich leer stand. Unten, an ihrem Fuße aber, im tiefen Schnee, hatten sich die Mönche um einen Wulflaig zu bemühen, der eher tot denn lebendig von seinem Sitz ins weiche Weiß gefallen war.

Man brachte den Bedauernswerten ins nahe Kloster zurück und konnte ihn auch nach angestrengten Bemühungen glücklich dem Leben wiedergewinnen.

Seinen Fall von der Säule betrachtete er fortan als einen warnenden Fingerzeig Gottes, der ihm deuten wollte, daß niemand seiner ihm gestellten Mission ungestraft abtrünnig sein darf, und weiter, daß, was im einen Lande recht und billig, im andern zum Spott und zum Wahnwitz werden kann.

Wulflaig ist der einzige Säulenheilige des westlichen Europa geblieben, und auch bis heute hat es sich gezeigt, daß hier kein Platz ist für in sich gekehrte Missionare. Wer unter Streitern bekehren will, muß streiten.

Ernst Mörgeli.

**VERBAND DER SCHWEIZ. STUDENTENSCHAFTEN.
UNION NATIONALE DES ETUDIANTS DE SUISSE.
UNIONE NAZIONALE UNIVERSITARIA SVIZZERA.
UNIUN NAZIUNALE STUDENTICA SVIZRA.**

C o m m u n i q u é.

Le département Fédéral de l'Intérieur nous communique que l'Académie de Droit International de la Haye lui a fait savoir qu'elle

disposait de quelques bourses à distribuer pour ses cours de droit international du 4—30 juillet et du 1—26 août 1938.

L'enseignement de l'Académie s'adresse à tous ceux qui, possédant déjà quelques notions de droit international, ont, par intérêt professionnel ou curiosité d'esprit, le désir de se perfectionner dans l'étude de cette science.

Le règlement pour l'obtention de ces bourses peut être obtenu gratuitement auprès du Secrétariat du Conseil d'Administration de l'Académie de Droit International, Palais de la Paix, La Haye.

Union Nationale des Etudiants de Suisse.

Das Eidgenössische Departement des Innern teilt uns mit, daß die Akademie für Internationales Recht, im Haag, Stipendien zur Verfügung hat für Teilnehmer an ihren Kursen, welche dieses Jahr vom 4.—30. Juli und 1.—26. August stattfinden.

Die Lehrtätigkeit der Akademie für Internationales Recht richtet sich an alle, die schon einige Kenntnisse im internationalen Recht besitzen und die sich aus Berufs- oder allgemeinen geistigen Interessen auf diesem Gebiet weiterbilden wollen.

Das Reglement für die Zuteilung der Stipendien kann kostenlos bezogen werden vom Secrétariat du Conseil d'administration de l'Académie de Droit International, Palais de la Paix, La Haye.

Verband der Schweizerischen Studentenschaften.

ZÜRCHER HOCHSCHULMEISTERSCHAFTEN IM SKILAUFG 1938.

Alle Studentinnen und Studenten beider Zürcher Hochschulen, die ein Paar Bretter besitzen, treffen sich für Samstag/Sonntag, den 26./27. Februar, anläßlich der Hochschulmeisterschaften in Unterwasser. Verbunden mit dem Austragen der Konkurrenzen ist ein Skifest, damit es gelingt, alle skifahrenden Studenten an diesem sportlichen Anlaß zusammenzuführen.

Die Konkurrenz um den Titel eines Hochschulmeisters besteht aus den Disziplinen Abfahrt, Slalom und Sprunglauf. Gestartet wird in vier Kategorien.

Meldeschuß: 21. Februar 1938.

Nähere Auskunft und Anmeldung: ASK, ETH 47a.

Im übrigen wird verwiesen auf das Flugblatt und die Anschläge der Sportkommission.

Die Hochschulmeisterschaften der Skitag der Zürcher Studenten!

Die Organisatoren:

Akademische Sportkommission Zürich.

41. CHRISTLICHE STUDENTENKONFERENZ

14.—16. März in Aarau.

Die Vorgänge in Deutschland haben in den letzten Jahren in steigendem Maße auch bei uns in der Schweiz die Aufmerksamkeit auf die Kirche gelenkt. Man kann zwar nicht von einem schweizerischen Kirchenkampf sprechen, aber das Vorhandensein einer schweizerischen Kirchenfrage ist je länger je weniger zu bestreiten. Die Kirche hat zwar ihre Freiheit, zu tun und lassen, was sie für gut erachtet, aber gerade darum wird man sich zu fragen haben, wozu das alles eigentlich führt. Ist und tut unsere Kirche, was sie sein und tun sollte? Es wird wohl noch gepredigt, getauft und Abendmahl gefeiert. Aber hat das alles noch eine reale Beziehung zu dem Leben, das wir führen, eine Bedeutung für die Welt, in der wir leben, oder ist das nur eine halb feierliche, halb langweilige Angelegenheit, die jedenfalls uns Akademikern nichts mehr zu sagen hat?

Über diese Fragen zur Klarheit zu kommen, ist das Ziel der diesjährigen Aarauer Konferenz. Ein Presseemann, Dr. rer. pol. Arthur Frey, Zürich, ein Schweizer Pfarrer, Hermann Kutter, St. Gallen, und ein Theologe der Bekennenden Kirche in Deutschland, Prof. D. Günther Dehn, Berlin, werden sprechen über: „Die Not unserer Kirche“, „Wozu wird gepredigt“ und „Warum Taufe und Abendmahl?“

Programme und Anmeldeformulare sind zu beziehen: Zentrale der Universität, Sekretariat VSETH und Studentenheim.

Der Ausschuß:

P. Frehner, el. ing., D. Gerber, ing. agr., H. Mettler, theol.
W. Gruner, phil. II, R. Wildi, phil. I.

STUDIENREISE INS SCHWARZE MEER UND NACH GRIECHENLAND.

Auf vielseitigen Wunsch organisiert das Museum für Natur- und Heimatkunde in Aarau im April neuerdings eine Donaufahrt für Schweizer, welche die Donauländer und den Balkan kennen lernen wollen. Es sind zoologische, botanische, insbesondere ornithologische und ichthyologische Studien, ferner kunsthistorische und volkskundliche Demonstrationen vorgesehen.

Die Fahrt wird diesmal durch Sonderprogramme, die gruppenweise abgewickelt werden, besonders mannigfaltig.

Die ganze Gesellschaft fährt mit Sonderdampfer von Wien über Budapest — Beograd — durch das eiserne Tor nach Russe in Bulgarien. Von dort unternimmt eine erste Gruppe eine Fahrt in das Donaudelta mit einem sechstägigen Studienaufenthalt in den unberührten Gebieten der Mündungszone. Dieses Teilprogramm wurde

besonders für Studenten aufgestellt; es wird in vierzehn Tagen abgewickelt und ist in finanzieller Hinsicht besonders günstig. Eine zweite Gruppe fährt via Varna—Schwarzes Meer nach Konstantinopel, von dort über das Marmarameer nach Bursa und dem Bithynischen Olymp. Die dritte Gruppe endlich reist von Russe aus mit der Transbalkanbahn nach Adrianopel—Saloniki, besucht die Felsenklöster im Athosgebirge, die Thermopylen, Athen, Marathon, Kalkis und kehrt über Sofia an die Donau zurück. Die beiden ersten Gruppen besuchen noch die großen Petroleumgebiete, Brasov in den Karpathen und die rumänische Hauptstadt Bukarest.

Ausführliche Programme können vom oben genannten Museum bezogen werden. F. M. St.

EIDGENÖSSISCHE TECHNISCHE HOCHSCHULE.

Promotionen.

Die Eidgenössische Technische Hochschule hat nachfolgenden, in alphabetischer Reihenfolge aufgeführten Studierenden, auf Grund der abgelegten Prüfungen, das Diplom erteilt:

Als Architekt.

Achard, Chase Clément, von Basel.
 Bertin, Daniel, von Angrogna (Tessin).
 Birkmair, Edy, von Rotmonten-St. Gallen.
 Bräm, Frl. Fides, von Zürich.
 Bueche, Jean-Pierre, von Court (Bern).
 Davoine, Paul, von Neuenburg, Marin und St-Blaise.
 Duboisky, Boris, geb. zu Kiew (Rußland).
 Duintjer, Frl. Everdina, von Wilderwank (Holland).
 Jeltsch, Max, von Rodersdorf (Solothurn).
 Kaplan, Frl. Leonia, von Lodz (Polen).
 Klauser, Bruno, von Ebnet (St. Gallen).
 Naef, Fritz, von Zell (Zürich).
 Reimann, Frl. Lisbeth, von Lauenburg a. Elbe (Deutschland).
 Romberg, Fritz, von Harburg-Wilhelmsburg (Deutschland).
 Suter, Frl. Dora, von Zürich.
 Urbancik, Karl Johann, von Haarlem (Holland).

Als Bauingenieur.

Abersohn, Elhanan, von Genf.
 Bonzanigo, Renato, von Bellinzona (Tessin).
 Buser, Otto Hans, von Basel.
 Descœudres, Jean Eric, von La Sagne (Neuenburg).
 Dorudi, Abbas, von Teheran (Iran).
 Farkas, Joan, von Satu Mare (Rumänien).
 Hälmli, Moritz, von Rorschacherberg (St. Gallen).
 Hüni, Emil, von Thalwil (Zürich).
 Jordi, Fritz, von Bern.
 Jost, Alfred, von Flurlingen (Zürich).
 Jucker, Ernst, von Weiblingen (Zürich).
 Keller, Paul, von Basel.
 Kolly, Louis, von Freiburg.
 Krauer, Ernst, von Zürich.
 Lichtenhahn, Carlo, von Basel.
 Liepmann, Hans Peter, von Hamburg (Deutschland).
 Lörch, Julius, von Winikon (Luzern).

Michael, Heinz Peter, von Leipzig (Deutschland).
 Moor, Wilfried, von Gaden (Bern).
 Nik-khah, Ahmad, von Kaschan (Iran).
 Portmann, Max, von Luzern.
 Rand-Jacobsen, Thorkild Gustav, von Kopenhagen (Dänemark).
 Rieser, Hubert, von Bern.
 Rodio, Giovanni, von Dietikon (Zürich).
 Roth, Armand, von Basel.
 Sabetai, Elias, von Larissa (Griechenland).
 Sabetai, Léon, von Larissa (Griechenland).
 Streit, Hans, von Belpberg (Bern).
 Zwicky, Emil, von Mollis (Glarus).

Als Maschineningenieur.

Ackermann, Franz, von Mümliswil (Solothurn).
 Berchtold, Peter, von Seegräben (Zürich).
 Bombrini, Giovanni, von Genua (Italien).
 Brunner, Hans, von Uster (Zürich).
 Burgun, Achille, von Paris (Frankreich).
 Craig, David Leonardo, von England.
 Dobler, Walter, von Ramiswil (Solothurn).
 van Eibergen-Santhagens, Hans, von Amsterdam (Holland).
 Escher, Fritz, von Zürich.
 Feldmann, Alfred, von Bremen (Deutschland).
 Heyning, Eduard Cornelis, von Velsen (Holland).
 Honegger, Max, von Hinwil (Zürich).
 Hopffer, Theo, von Neuenstein (Deutschland).
 Hunziker, Alexander, von Mauensee und Luzern.
 Kasser, Kurt, von Niederbipp (Bern).
 Kleiber, Heinz, von Basel.
 Lange, Boris, von Zagreb (Jugoslawien).
 Lebet, Pierre, von Buttes (Neuenburg).
 Machnich, Carlo, von Trieste (Italien).
 Meyre, Werner, von Basel.
 Munzinger, Ernst, von Olten (Solothurn) und Emmen (Luzern).
 Rand, Mogens Ivar, von Kopenhagen (Dänemark).
 Roth, Franz, von Belà (tschechoslowakische Republik).
 Schnyder, Adrian, von Wädenswil (Zürich).
 Schrader, Jean-Paul, von Luxemburg.
 Sprenger, Herbert, von Frankfurt a. M. (Deutschland).
 Steiger, Rudolf, von Basel.
 Traupel, Walter, von Basel, mit Auszeichnung.
 Urech, Robert, von Seon (Aargau).
 Vanselow, Heinz Werner, von Buenos Aires (Argentinien).
 Wegenstein, Willy, von Feuerthalen (Zürich).

Als Elektroingenieur.

Aebi, Max, von Fülten (Solothurn).
 Altenhordt, Rodolfo, von Buenos Aires (Argentinien).
 Baumgartner, Hans, von Trub (Bern).
 Breiter, Adolf, von Flaach (Zürich).
 Freyhan, Theo, von Oberendingen (Aargau).
 Friederici, Robert, von Remich (Luxemburg).
 Günzburger, Erich, von Bretten (Deutschland).
 Hüsey, Eduard, von Safenwil (Aargau).
 Klein, Wilhelm, von Gaden (Bern).
 Kronacher, Gerhart, von München (Deutschland).
 Krüger, Stefan, von Wien (Oesterreich).
 Labhardt, Hans, von Steckborn (Thurgau).

Maier, Paul, von Schaffhausen.
 Markwalder, Hans, von Würenlos (Aargau).
 Marxer, Arno, von Turbenthal (Zürich).
 Meyer, Hans, von Olten (Solothurn).
 Posnansky, Raul, von London (England).
 van Rhijn, Gustav, von Deventer (Holland).
 van Rijn, Bernard, von Venlo (Holland).
 Schmid, Hans, von Walkringen (Bern).
 Simmen, Hugo, von Solothurn.
 Veith, Franz S., von Frankfurt a. M. (Deutschland).
 Vogelsanger, Ernst, von Schaffhausen und Beggingen.
 von Wattenwyl, Arthur, von Bern.
 Wirz, Richard, von Zürich.

Als Ingenieur-Chemiker.

Aeschbacher, Rudolf, von Radelfingen (Bern).
 Bauer, Oskar Willy, von Pohled (tschechoslowakische Republik).
 Bellvilá, Rico, von Flawil (St. Gallen).
 Burkard, Robert, von Solothurn.
 Duintjer, Engbert Alidus, von Veendam (Holland).
 Geißberger, Heinz, von Riniken (Aargau).
 Greutert, Max, von Hinwil (Zürich).
 Keller, Jacques, von Paris (Frankreich).
 Montigel, Conradin, von Chur (Graubünden).
 Müller, Paul, von Löhningen (Schaffhausen).
 Müller, Paul, von Oftringen (Aargau).
 van Olphen, George Ch. W., von Holland.
 Ruffoni, Gianfranco, von Calprino (Tessin).
 Szegö, Emmerich, von Budapest (Ungarn).
 Truskier-Wajngarten, Frau Chissia, von Wilna (Polen).
 Villat, Marcel, von Montfauvergier (Bern).

Als Forstingenieur.

Salomoni, André, von Pruntrut (Bern).
 Veillon, Jean Pierre, von Bex (Waadt).

Als Kulturingenieur.

Hotz, Walter, von Oberrieden (Zürich).

Als Mathematiker.

Ramser, Hans, von Schnottwil (Solothurn).

Als Physiker.

Bantle, Werner, von Basel.
 Boßhard, Werner, von Sternenbergl (Zürich).
 Honegger, Ernst, von Rüti (Zürich).
 Schild, René, von Grenchen (Solothurn).

Als Naturwissenschaftler.

Bernold, Ernst, von Wallenstadt (St. Gallen).
 Firmenich, Georges, von Genf.
 Leutwyler, Fritz, von Zofingen (Aargau).
 Schwank, Max, von Altnau (Thurgau).

Zürich, den 22. Januar 1938.

UNIVERSITÄT.

Promotionen.

An der theologischen Fakultät:

Schmidt, Martin, von Pockau, in Niederwürschnitz (Sachsen): „John Wesleys Bekehrung.“

An der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät:

- Müller, Artur, von Gallenkirch (Aargau), in Brugg: „Die Parteibefragung in der aargauischen Zivilprozeßordnung.“
- Peter-Ruetschi, Tina, Frau, von und in Zürich: „Die Behandlung Strafunmündiger nach schweizerischem Recht.“
- Scherer, Jürg, von Meggen (Luzern), in Luzern: „Die Verfassungsgerichtsbarkeit als Rechtsproblem und dessen staatspolitische Bedeutung in der Schweiz.“
- Schmid, Victor, von Ober-Ehrendingen (Aargau), in Baden (Aargau): „Das Delikt der fahrlässigen Tötung mit besonderer Berücksichtigung der Straßenverkehrsunfälle.“
- Vogel, Ernst, von Basel, in Winterthur: „Die rechtliche Struktur der Güterzusammenlegung in der Schweiz mit besonderer Berücksichtigung des zürcherischen Rechts.“

An der medizinischen Fakultät:

a) Doktor der Medizin.

- Hartmann, Jakob, von Kappel (St. Gallen), in St. Gallen: „Die Beziehungen zwischen Cystenmamma und Mammacarcinom.“
- Lorenz, Alfons, von Lichtensteig (St. Gallen), in St. Gallen: „Übersicht über die bei der Suva in den Jahren 1930 bis 1934 gemeldeten akuten Vergiftungen.“
- Wolfensberger, Christoph, von Zürich, in Rüschlikon: „Über das Verhalten von N-Methylbenzolsulfonyl-glutaminsäure im Tierkörper. Beitrag zur Kenntnis des Fettstoffwechsels.“

b) Doktor der Zahnheilkunde.

- Baer, Oscar, von Langrickenbach (Thurgau), in Winterthur: „Über den Zusammenhang von Augenerkrankungen mit Erkrankungen der Zähne.“

An der veterinär-medizinischen Fakultät:

- Bötschi, Otto, von Buhwil und Schönholzerswilen (Thurgau), in Obergreut bei Langrickenbach (Thurgau): „Untersuchungen am Vorderfuß des Pferdes über die Beanspruchung des Beugesehnentrageapparates des Hufes unter Berücksichtigung des Körpergewichtes und der Zehenlänge am unbeschlagenen und beschlagenen Hufe.“

An der philosophischen Fakultät I:

- Bürgisser, Eugen, von Ober-Lunkhofen (Aargau), in Bremgarten: „Geschichte der Stadt Bremgarten im Mittelalter. Beiträge zur Geschichte einer mittelalterlichen Stadt.“
- Eichmann, Ingeborg, von und aus Arnau (Tschechoslowakei): „Cézanne“. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der französischen Malerei im 19. Jahrhundert.
- Ganz, Paul Leonhard, von Basel und Zürich, in Basel: „Das Wesen der französischen Kunst im späten Mittelalter, 1350 bis 1500.“
- Wehrli, Lisa, von Küttigen (Aargau), in Rombach bei Aarau: „Welt, Mensch und Stil im Werke Georges Duhamel's.“

An der philosophischen Fakultät II:

- Seligmann, Henry W., aus Frankfurt a. M., in Zürich: „Optische Untersuchungen über organische Molekülverbindungen.“

BUCHBESPRECHUNGEN.

Maurice Zermatten, Le chemin difficile. Wir kennen ihn bereits, den jungen Walliser Kantonsschulprofessor mit dem deutschen Namen und dem klangvollen, biegsamen Französisch, das seinesgleichen sucht. Noch lebt in uns die Erinnerung an das erschütternde Bild des entsagenden Bergbauern-

mädchens aus seinem „Le cœur inutile“, das ihn mit einem Schlage zu den Ersten des westschweizerischen Schrifttums aufrücken ließ. Zermattens neue Dichtergabe „Le chemin difficile“ geht allerdings ganz andere Wege als sein Erstlingswerk, zeigt kompliziertere Menschen als die gottergebenen, fatalistischen Walliser Bergbauern, spielt in einem Künstlermilieu. Also ein Künstlerroman, wenn Sie so wollen, auf alle Fälle ein psychologischer Roman, wenn man um jeden Preis nach einer Einteilung suchen will.

Einfach ist der Inhalt des ersten Teils des Romans: der junge Michel, der in der großen Stadt Musik studiert und gegen Vereinsamung kämpft, begegnet einem Mädchen, das ihm die Erfüllung all seiner Träume und Wünsche zu sein scheint. Doch Yvonne, die vielgeprüfte, vom Schicksal stets verfolgte Frau, bleibt der Erinnerung an eine frühere Liebe eines Assistenten verhaftet, der sie treulos verließ, um sich in irgend einem Bergdorf als Arzt niederzulassen. Von seinem Dorfe, vom Krankenlager aus, läßt der Dichter Michel diesen ersten Romanteil in der Rückschau erleben; da der junge Musiker sich nicht dem Arzt anvertrauen will, trotzdem er so gütige Augen hat (es ist der frühere Geliebte von Yvonne, wie es sich später herausstellt), schreibt er ein Tagebuch; in ihm finden die geheimsten und verborgensten Regungen dieser zwei Menschen, die sich bald anziehen, bald abstoßen, ihre meisterhafte Darstellung, wie man sie so wundersam zart nur in einer mittelalterlichen Legende wieder findet. Und doch wirkt diese bis ins kleinste gehende Seelenanalyse nie langweilig, weil sie nicht wie bei Proust im Letzt-ausdrückbaren und Überziehbaren zerrieselt, sondern von Bildern durchsetzt ist, wie sie nur ein Dichter schreiben kann, der in Naturnähe lebt.

Doch bleibt Zermatten auch in diesem Werke seiner Heimat treu; denn Michel ist Walliser, und so ist es gegeben, daß sich der zweite Teil des Romans in dessen Heimatdörfchen abspielt. Michel und Yvonne heiraten in diesem Dorfe. Damit scheint vorläufig der zermürbende Seelenkampf ein Ende gefunden zu haben. Doch die Ruhe ist nur scheinbar. Während Michel sich rasch wieder an die Heimat gewöhnt und seine im Grunde genommen nie in Frage stehende Gläubigkeit wieder „entdeckt“, bleibt Yvonne fremd und innerlich zerrissen. Bald fühlt sie sich von Michel und seiner Umgebung abgestoßen, dann wieder möchte sie diesen gläubigen Bauern gleichen. Das Auftreten des Arztes erhöht die Spannung. Nur die Hoffnung auf Mutterschaft scheint die beiden endgültig aneinander zu schmieden. Der Schluß des Buches läßt alle Fragen offen, ist problemhaft wie die handelnden Personen selbst, und auf der letzten Seite meint man, das Spiel könne von neuem beginnen, und man müsse diesen schweren und dunklen Weg noch einmal gehen.

Wie erstaunlich einfach das Thema gestellt ist, von Zermatten gestaltet, trägt es die Kennzeichen hoher Kunst und reiner Poesie. Die Handlung ist einheitlicher und gestraffter als in „Le cœur inutile“, ist an ein paar Hauptszenen gebunden, die wie die Begegnung mit dem Bergpfarrer wahre Prachtstücke sind. Im zweiten Romanteil biegt Zermatten mehr in die Linie von „Le cœur inutile“ und damit von Ramuz ein, wenn man überhaupt Vergleiche zwischen Dichtern ziehen darf. In der ruhigen Bergwelt werden auch die Menschen ruhiger. Die Gebärde gilt dann gleichviel wie das Wort, ja, ein einziges Hochziehen der schmalen Schultern sagt oft mehr als tausend Worte von Yvonne. Die Naturschilderungen sind gesprochene Landschaften, die Sprache ist Strich und Ton zugleich, ist eine einzigartige Synthese von Musik, Malerei und Plastik. Und doch liegt bei Zermatten das Zentralempfinden im Auge: unendlich viele Variationen der Heimatwolken sieht er, nichts entgeht ihm, und immer wieder entdeckt er Neues an seinen Lieblingen, den *mélèzes* — es wäre Sünde, dieses Wort übersetzen zu wollen —, von denen selbst die Malerin Yvonne sagen muß: „*Tes mélèzes ont un fichu caractère. Il ne se laissent peindre que par le petit ruisseau. Renversés, ils se complaisent dans cette image. Moi, je renonce...*“

Das Entscheidende für uns ist, daß das schweizerische Schrifttum um

eine neue, große Kraft bereichert worden ist, von der wir mit André Marcel sagen können: „... un talent vraiment rare!“

Das Buch erschien bei Rüttschi & Egloff, Verlag der Universitätsbuchhandlung, Fribourg. Fügen wir noch ein Dankeswort an den Verlag bei, der uns in den letzten Jahren mehrere junge Talente der Westschweiz näher gebracht hat und durch seine meisterhaften deutschen Übersetzungen französischer Werke eine lebendige Brücke schlägt zwischen zwei Kulturen. (Wir erinnern bei dieser Gelegenheit nochmals an die einzigartige deutsche Übertragung von Daniel Rops' Meisterwerk „Mort où est ta victoire“ durch Marcel Pobé.)
W. K.

Karl Tschuppik, Ein Sohn aus gutem Hause, Amsterdam 1937. Vor einigen Monaten starb der weit über die Grenzen Oesterreichs bekannte Autor. Wir denken hier an seine zwei Biographien über Maria Theresia und über Franz Josef, Muster des historischen Romans. Die Donaumonarchie mit ihrem Leben in Prunk und Pracht, halb echt, halb angeeignet, aber immer bezaubernd, immer galant und bei aller Tragik immer munter, hat Tschuppiks Liebe besessen. Enttäuscht durch die Niederlage des Vaterlandes wandte er sich in den Nachkriegsjahren gegen den preußischen Einfluß. Bekannt ist in diesem Zusammenhang sein Aufsatz „Der Wotan von Trautenau“, in dem er den Urteutonen kräftig zu Leibe rückte.

Das „gute Haus“ ist wieder das klassisch-feudale Milieu: Beamte und Diplomaten, Kavallerieoffiziere mit ihren Pferden und Frauen — — und im Hinterhaus: Kutscher, Wirte, Wäscherinnen, Wiener Tränen, Tragik, mit der Schlußfolgerung: da kannst halt nix machen. — Der Sohn des guten Hauses hat das normale Leben seines Standes: Kadettenschule, unglückliche Liebe zu einem Bürgermädchen, halbgelückliche dito zu der Frau eines Vorgesetzten, Kriegsausbruch.

Dies ist jedoch nicht die Hauptsache: auf dem Hintergrund des häuslichen Beisammenseins, der Übungsritte auf das Schlachtfeld von Königsgrätz entwirft Tschuppik ein treffendes Bild des alten Oesterreichs, seiner Stärken und Schwächen, seiner Herrscher und Untertanen, seiner Städte und Landschaften. Dies ist es, was dem Roman seinen besonderen Reiz verleiht: im Gegensatz zu Roths „Radetzkymarsch“, der ungefähr das gleiche Thema behandelt, ist es Tschuppik gelungen, das Bild des Reiches nicht als einen ergänzenden Rahmen, als eine Beigabe zu zeichnen, sondern die Schilderung der Allgemeinheit in ungezwungener Weise mit dem Schicksal seiner Personen zu verflechten und so die Darstellung seines geliebten Vaterlandes wirklich eindrucklich zu machen.

Annette Kolb, Festspieltage in Salzburg, Amsterdam 1937. Hauptmotiv ist das Tun und Treiben des Städtchens in der Musiksaison: berühmte Namen schwirren durch die Atmosphäre der Gaststätten, jeder Fremde wird mindestens als Baron tituliert, Hoteldiener betreiben die Kartenjagd als Sport, Sonderberichterstatte streiten sich um Freibillette. Daneben geistreiche, scharf formulierte musikalische Aperçus, die darauf schließen lassen, daß die Autorin Mozart und Wagner gleich liebt: eine etwas sauersüße Kombination. Annette Kolb hat Kultur, schreibt mit Grazie: eine Erinnerung für Festspielbesucher, eine Anregung für die andern.

Upton Sinclair, Drei Freiwillige, London 1937. Es ist eine sehr undankbare Aufgabe, unter der zahlreichen Literatur, die sich mit den spanischen Ereignissen befaßt, ein Buch zu finden, das mehr bietet als eine Reportage des grausamen Bürgerkrieges, das neben der tendenziösen Berichterstattung von Maschinengewehrgeknatter und Kinderleichen als literarisches Produkt einen gewissen Wert hat, den es, auch wenn es nicht mehr aktuell ist, behalten wird. — Wir glauben, daß Sinclairs Buch diese Eigenschaft, wenn auch nicht in hohem Maße, besitzt. Ein Angehöriger einer reichen deutschen

Familie in den USA., die ihre Landsleute in der Fremde mit heimatlich gewürzten Dauerwürsten und Fleischkonserven versorgt, gerät in Berührung mit revolutionär-sozialistischen Gruppen und entschließt sich nach heftigem Kampf mit dem gut-braunen Familienrat, als Freiwilliger nach Spanien zu eilen. Bei der Verteidigung Madrids gegen die ersten Anstürme der Fremdenlegionäre erhält er die Feuertaufe. — Auch dieses Buch hat seine Tendenz: die Gefahr der deutschen Organisationen in Amerika, das Recht der Volksfrontsache, sie ist aber nicht aufdringlich, ihre Erkenntnis wird dem Leser überlassen. — Falls auf der andern Front ein gleichwertiges Buch vorliegen würde, stände seiner Anschaffung nichts im Wege. Leider ist man dort aber noch nicht weiter gekommen als Timmermans.

Dr. Walter Amstutz. Das Ski-a b c. Ein Skischulfilm aus 450 Zeitlupenbildern. 96 Seiten in mehrfarbigem Druck. Orell-Füssli-Verlag, Zürich und Leipzig.

Ein neues Skibuch! Nicht „ein Skibuch mehr.“ Zu Beginn der zwanziger Jahre hat Walter Amstutz, gefolgt von ein paar jungen Akademikern, den Grundstein zur beispiellosen Entwicklung des alpinen Skisports gelegt. Er zählt zu den eigentlichen Vätern von Abfahrt und Slalom. Als erfolgreicher Rennfahrer und Ski-Kapazität in den Sportkreisen aller Länder gleich bekannt und beachtet, schuf er das Skibuch für unsere Zeit.

Mit dem Auge des Meisters gewählt, kurz und leicht faßlich erklärt, ersetzt dieser originelle Skischulfilm in Taschenformat den persönlichen Unterricht bis zum höchsten je erreichten Grad. Auf dem Schnee nach den Grundsätzen der Schweizer Einheitstechnik entstanden, hilft das praktisch-anschauliche Werk, in jedem Gelände Ski und Schnee zu meistern.

Das originelle Inhaltsverzeichnis ist auf 50 Kleinbildchen als Skistammbaum dargestellt. Der Inhalt, also der ganze Lehrgang einer Skischule, ist eine fließende Photoreportage. In wenigen hundert Worten sind die Grundlagen der Geräteschule, Laufschule und Fahrschule zusammengefaßt. Jeder Bewegungsablauf wird auf einem Filmstreifen auf einfachen und Doppelseiten mit den typischen Bewegungsstellungen abgerollt. Neben jedem Zeitlupenbild steht in Rotdruck die zugehörige Erklärung.

Man kann ohne Übertreibung sagen, daß das Amstutzsche Ski-a b c aus dem Rahmen aller Skibücher fällt und ihm eine große Verbreitung beschieden sein wird.

Joh. Georg Hamanns Hauptschriften. In der Diederichschen Verlagsbuchhandlung (Leipzig), welche wie der ihr verwandte Krönerverlag auf Billigkeit, daneben aber auch auf schöne Ausstattung sieht, ist letzthin eine Zusammenfassung der Schriften des „Magikus des Nordens“ erschienen. Sie wird in unserer Zeit auf großes Interesse stoßen, ist Hamann doch der erste große Deutsche in der Bewegung „Zurück zur Natur“, die seit den letzten Jahrzehnten durch Nietzsche und seine Nachfolger so aktuell geworden ist. Heute besitzen wir ja diese anti-geistige Tendenz in nie gekannter Mannigfaltigkeit, denken wir nur an die Betonung des Unbewußten und der Triebe bei Freud und den andern Psychoanalytikern, an den „Geist als Widersacher der Seele“ bei Klages, an „Blut und Rasse“ im neuen Deutschland, an den Sport usw. Auch die Schreibweise erinnert in ihrer aphoristischen Form sofort an Nietzsche: es ist ein pythisches, alogisches Mitteilen, das vom Leser Einfühlungsvermögen und Miterleben fordert. Obwohl die Hauptstücke im besondern manchmal kaum verständlich sind, lohnt die Mühe doch, sich einzulesen, da seine Ursprünglichkeit tiefe Genüsse bringt. Otto Mann hat in geschickter Weise zahlreiche Zitate aus Briefen usw. unter die betreffenden Kapitel geordnet, so daß wir die Auseinandersetzungen auf den einzelnen Gebieten bequem auffinden können. Die geschmackvolle Ausstattung wird dazu beitragen, dem Band viele Freunde zu gewinnen. H. B.

NEUANSCHAFFUNGEN DER STUDENTENBIBLIOTHEK

Januar 1938.

- Stud. A 2935 Heim, A. A. Gansser: Thron der Götter.
2936 Stefan, P.: Don Giovanni.
2937 Vieuchange, M.: Smara.
2938 Eine Welt schreibt an Goethe.
2939 Wassermann, J.: Olivia.
2940 Zeitler, A.: Fränkischer Sommer.
2941 Tschuppik, K.: Ein Sohn aus gutem Hause.
2942 Stickelberger, E.: Der Reiter auf dem fahlen Pferd.
2943 Morgenstern, Ch.: Meine Liebe ist groß wie die weite Welt (Auslese der Gedichte).
2944 Sinclair, U.: Drei Freiwillige.
2945 Hausmann, M.: Demeter.
2946 Dürr, E.: Jacob Burckhardt als politischer Publizist.
2947 Kolb, A.: Festspieltage in Salzburg.
2948 Mann, Th.: Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull (erweiterte Ausgabe 1937).
9907 Toepffer, R.: Die merkwürdigen Abenteuer des Malers Pencil.
B 716 Maurois, A.: La machine à lire les pensées.
C 235 Hemingway, E.: To have and have not.
236 Holtby: South riding.
237 Wilder, Th. N.: The bridge of San Luis Rey.

Wegen Überfüllung der Katalogschränke im Lesesaal des Stockargutes und im Navillezimmer des Studentenheims sind die Katalogzettel mit den Signaturen x, y, z (der seit zwei Jahren nicht mehr benutzten Bücher) aus diesen Katalogen ausgeschieden worden. Dies wird auch bei zukünftigen Umstellungen unter diese Signaturen so gehalten werden. Die übrigen Kataloge der Studentenbibliothek bleiben vollständig.

Für die Bibliothekskommission, der Präsident: **H. ten Doornkaat**, theol.

Redaktionsschluß: 24. Februar.

Die nächste Nummer erscheint anfangs März.

Zuschriften sind an den Redaktor des „Zürcher Student“:
Fritz Tschudi, Weinbergstraße 24, Zürich 1, zu richten.

Nachdruck von Artikeln nur mit Zustimmung der Redaktion gestattet.



CONFISERIE
TEA-ROOM

3 Minuten von der E. T. H.
Universitätstr. 40 + zum „Haldenbach“